

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Uns Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1918.
Von Justus Schoenthal

(Fortsetzung.)

„Hast du besondere Anhaltspunkte für diesen Verdacht?“
„Sie kniff das rechte Auge zusammen und erwiderte:
„Nicht eigentlich ... mein — Gefühl legt Zeugnis
ab gegen ihn.“

Ihr Vater schüttelte das weißhaarige Haupt.

„Ein schlechter Zeuge, Edith, ein schlechter Zeuge. Ich
persönlich ziehe meinen Verstand zu Rate und gelange
zu einem anderen Ergebnis als dein Gefühl. — Denk doch
einmal darüber nach: Was müßte ein Mensch, der in Long-
fords Stellung sich befindet und deutscher Spion, sonst
nichts wäre, für ganz unglaubliche Nerven haben! Wenn
ich mich an Stelle eines Spions denke, meinethalben den
Fall sehe, ich sollte als verkappter Offizier nach Berlin
gehen, mich dort im Großen Generalstab anstellen lassen
und täglich, stündlich, ja in jedem Augenblick des Tages
wie der Nacht in der Gefahr, entdeckt zu werden, schweben,
schon beim Gedanken könnten mir die Hirngefäße platzen.
Gewiß, wir haben deutsche Spione im Lande, genau wie
wir welche drüben haben, — aber sie verrichten einfache
Arbeit und haben nicht die Sorge aufgebürdet, die ein
Spion in Longfords Stellung zu ertragen hätte. Und dann,
— die Sache ist doch nicht so verblüffend einfach, wie du
denkst. Glaubst du, daß man im Kriegsamt nicht sehr vor-
sichtig zu Werke geht, ehe man einen Offizier zu den General-
stabsarbeiten zuläßt.“

Edith warf die Zigarette fort, stand auf und bemerkte
leichtthin:

„Es scheint in der Tat so zu sein, wie du sagst. Du
mußt mich aber jetzt entschuldigen, Papa; ich muß mich
umkleiden.“

Der Lord nickte beifällig, küßte seine Tochter auf die
Stirn und begab sich ins anstoßende Büchereizimmer. Unter
der Schwelle wendete er sich nochmals um und sagte halb
herstreut „Good afternoon.“

Edith gab den Wunsch zurück und verließ das Zimmer.
Sie überquerte den Gang und eilte die Treppe zu ihrem
Ankleideraum hinan.

Oben kam ihr bereits die allzeit besorgte Mistress
Daniels entgegen.

Die Mistress war eine alte, etwas vergrämte Frau;
sie war die Amme Ediths gewesen und noch heute die
vertraute Dienerin im Hause. Ihr eigenes Kind, einen klei-
nen Jungen, hatte sie damals in Pflege geben müssen,
damit Edith heranwachsen. Der Junge war dann von seiner
Pflegermutter so schlecht behandelt worden, daß er nach
sechzehn Monaten an Krämpfen verstarb. Aber Edith war
leben geblieben, und mit all der Liebe, die sie für ihren

Jungen im Herzen aufgespeichert hatte, besann sie die alte
Dienerin nun die kleine Lady. Wenn Edith von ihrem
Vater verwöhnt wurde, so ward sie von Mistress Daniels
verhätichelt. Ediths Mutter war an den Folgen der Geburt
verstorben; so fühlte sich die brave Dienerin gleichsam
als Stellvertreterin der Mutter und weniger als Dien-
bote im Hause, und da sie eine treue Person war, sah man
ihr manche Eigenwilligkeiten nach.

Sie war sehr eifrig jetzt um Edith bemüht.

„Um Gott, um Gott! Was sollen sie sagen? Meinet-
Edith wird zu spät kommen,“ murmelte sie fortwährend
beim Umkleiden.

„Die schön Klein-Edith aussieht! Betnahe wie ein rich-
tiger Weihnachtsengel!“

Edith lächelte zu alledem freundlich und ließ die Diene-
rin gewähren.

„Ich will aber diesmal einen noch größeren Erfolg
erringen!“

„Noch größer? Noch größer?“ braummelte die Alte.
„Wird Klein-Edith auch auf dieser Christmassverlosung Kisse
verkaufen?“

„Aber natürlich, beste Mistress Daniels. Denken Sie
doch, bei der letzten Verlosung habe ich 82 verkauft, jedes
Stück für fünf Pfund. Ich habe Ihnen doch schon erzählt,
das Not habe ich mir beinahe von den Lippen geküßt.“

„Um Gott, um Gott! Wieviel wars doch gleich? 82
Kisse zu fünf Pfund ... Das sind ja ... 82 mal 5 ...
82 ... mal ... 5 — 410 Pfund.“

„Ja, und ich habe zum Schluß sogar 424 Pfund gehabt!“
— Sie lachte mit blühenden Zähnen. „Einigen hat's so
gut geschmeckt, daß sie mehr bezahlten. — Aber das ist
noch gar nichts. Schade, daß wir nicht mit französischem
Gelbe bezahlen. Rechnen Sie doch einmal: Vier Pfund
sind in Frankreich hundert Franken. Da hätte ich also
weit über 10 000 Franken vereinnahmt. Nur an Wohlthätig-
keitskassen. Morgen will ich über hundert Kisse verkaufen.“

Sie hielt inne und besah sich prüfend im Spiegel.

Sie trug jetzt ein weißes, fließendes Gewand aus schwe-
rer Seide; an ihrem Rücken waren zwei große Flügel be-
festigt. Um die Stirn trug sie eine Perlenkette, in deren
Mitte ein sternförmiger Kranz von Diamanten blühte.

Sie war mit sich zufrieden und nickte. Dann eilte
sie zur Klingel.

Der Diener Bob erschien. Er prallte einen Augenblick
zurück. Er glaubte zu träumen, als er seine Herrin in dieser
Verkleidung sah.

„Haben Sie Herrn Atterley das Briefchen überbracht?“

„Garwohl, Mylady!“

„Und — — —?“

„Er wartet im Wintergarten auf Mylady.“

„Er wartet? — Warum melden Sie nicht?“

„Ich hatte im Augenblick die Absicht, als Mylady hin-
gelten.“

„Es ist gut. Führen Sie ihn ins Damenzimmer. Ich bin fogleich unten.“

Der Diener gehorchte schweigend und verschwand.

Mistress Daniels hatte die Hände über dem etwas überhängenden Leib gefaltet und blickte in ehrlicher Bewunderung zu Edith auf.

„Um Gott! Um Gott! Wie schön Klein-Edith ist! O, Klein-Edith wird tausend Küsse verkaufen.“

Edith stand noch immer vor dem großen Ankleidespiegel und ließ das Bild, das vom Kristallglas zurückgeworfen ward, auf sich wirken. Jetzt drehte sie sich lächelnd, nahm den altersgrauen Kopf der treuen Daniels zwischen ihre Hände und drückte einen herzhaften Kuß auf die verwitwete Stirn der Alten.

„Sehen Sie, beste Mistress, und Sie bekommen so einen Kuß ganz umsonst. Ganz umsonst!“

Damit huschte sie aus dem Zimmer, trippelte hastig die Treppe hinunter und eilte leichtfüßig wie ein Bäckfisch ins Damenzimmer.

Auch auf Alterley wirkte ihre Verkleidung zunächst wie eine überirdische Erscheinung. Sie war berückend schön in dem Engelsgewand.

Sie bemerkte mit heimlicher Freude den Eindruck, den sie hervorrief.

„Sehen Sie, ich bitte nicht so fremd an! Ich bin es wirklich und lebhaftig. Und der sonderbare Aufzug kommt daher, daß ich in zehn Minuten zu der letzten Probe für die Christmasvorfstellung fahren muß, die morgen in Savoy stattfindet. Sie wissen ja...“ Und dabei käufte sie ein unterdrücktes Gähnen vor. „Wieder ein Opfer... alles für die armen Soldaten... oder ist es diesmal für die Hinterbliebenen... ich weiß nicht... ist auch gleichgültig. Ich kann mich unmöglich ausschließen. Vorgestern habe ich erst für 424 Pfund Küsse verkauft. Großartig, nicht?“

Alterley hatte sich allmählich von dem seltsam feenhaften Eindruck erholt. Mit leichtem Spott sagte er:

„Es ist alles großartig, was Mylady sagen oder tun. Darf ich mir aber die alleruntertänigste Frage gestatten, weshalb mich Mylady gerade für diese zehn Minuten, die noch bis zur Abfahrt bleiben, so dringlich hierher bestellten? Es scheint doch wohl eilig zu sein? Um übrigens jeden Zweifel zu beheben — ich bin diesmal noch Ihrem Befehl... oder soll ich sagen: Wunsche? — gefolgt. Es wird aber wohl das letztemal sein, daß ich dies Haus betrete. Ich habe mit Ihrem Vater endgültig...“

„Ich weiß alles,“ unterbrach Edith abwehrend, „mein Vater hat mir beim Durch heute alles erzählt.“

„Sie wissen zwar nicht alles, Mylady. Aber nehmen Sie einmal getrost an, Sie seien allwissend. Jedenfalls werden Sie es begreiflich finden, daß ich den Verkehr mit diesem Hause abbreche, und zwar unwiderruflich!“

„Und Sie fühlen sich meinem Vater nicht zu Dank verpflichtet?“

„Ich... ihm zu... Dank verpflichtet?“ — Alterley warf seinen Stuhl beinahe um. „Dem Mann, der mich jahrelang ausgenutzt hat und — Sie sind seine Tochter! Entsagen Sie mir weitere Erklärungen! — Sagen Sie mir bitte: Weshalb haben Sie mich rufen lassen?“

Sie griff wie spielend nach der Reitgerte, die über dem Tisch lag. Achilos hatte sie am Vormittag sie da liegen lassen, als sie in ihrem Morgenritt im Park zurückgekehrt war. Sie fuhr flach streichend über die Handfläche der Finken und wiederholte mechanisch:

„Weshalb ist Sie rufen ließ? Ich wunderte mich, daß Sie sich hier zur seltenen Person machten, und wollte denn Grund erfahren. Inzwischen hat mir freilich mein Vater die gewünschte Auskunft gegeben... Aber, hören Sie, Alterley, können Sie mir nicht sagen, warum auch der Hauptmann, den Sie hier einführen...“ Sie zog die Brauen zusammen und unterbrach sich selber... „Mein Vater vermisst Mister Borgford sehr. Haben Sie ihn nirgends gesehen?“

„Gewiß, ich sehe den Hauptmann hin und wieder im Hause Branch!“

„Im Hause Branch? Sie verkehren im Hause Branch!“

„Ja, durch eine Empfehlung Longfords wurde ich mit dem Obersten bekannt.“

„So? Und der Viscount hat Ihnen wohl die Anstellung im Kriegsamt verschafft?“

Sie führte mit der Werts einen pfeifenden Hieb durch die Luft.

Alterley schraf zusammen.

Sie fragte weiter: „Fühlen Sie sich eigentlich wohl in dieser Stellung?“

Er blickte demütig drein.

„Ob ich mich wohl fühle, Lady Edith? — Heute meines Schläges fühlen sich niemals wohl.“

(Fortsetzung folgt.)

Die chiffrierte Depesche.

Von Walter Heise.

(Nachdruck verboten.)

Hantkin Pascha klatschte in die Hände. Ein junger Leutnant trat in den Seiteneingang und verneigte sich. „Essendi befehlen?“ fragte er höflich.

„Was Neues?“

„Der Prophet möge Euren Pfad segnen. Unsere Pascha-Boyas haben Glück gehabt.“

„Ist die Schlappe von gestern wieder gut gemacht. Sind die Italiener auf die Schiffe wieder zurückgetrieben, he?“

Die Stirne des Kommandanten lag in Furchen und sein schwarzes Auge leuchtete unheimlich, als er die Worte heftig herauspolterte.

Der Leutnant wurde verlegen. „Nur ein kleiner Erfolg, Essendi,“ erwiderte er stammelnd. Die Miene des Paschas wurde drohend; da folgte der Leutnant schnell hinzu: „Doch wenn es Allahs Wille ist, so kann ein großer daraus werden. Wir haben einen Meldebringer ergriffen.“

Der Kommandant sprang auf. „Da, das nenne ich Risik! Und seine Depeschen? Er hatte doch welche?“

„Eine, Essendi, an den Capitano Giuseppe Filati, der die Verteilung Verjaglieri zwei Meilen von Bengasi befehligt.“

„Und ihr Inhalt?“

„— ist chiffriert. Auf dem Umschlag steht außer der Adresse „Urgente importante!““

„Der Scheitan hole den Absender! Hat man sie schon entsiffert?“

Der Leutnant wich einen Schritt zurück, als er sagte: „Essendi, es ist unmöglich.“

„Unmöglich? Wie, unmöglich? Ich habe doch Chiffrierschlüssel anfertigen und verteilen lassen. Und der Dragoner — was sagt der?“

„Er kann die Depesche auch nicht entsiffern.“

Der Kommandant schritt in seinem Zelte einige Male auf und ab. Dann rief er: „Der mit dem Gefangenen und der Depesche!“

Der Offizier verneigte sich und ging. Nach einigen Minuten kam er wieder, mit ihm ein italienischer Soldat in Dragoneruniform. Eine Kopfbedeckung trug er nicht, und seine Uniform war mit Staub bedeckt und zerrissen. Am Kopfe hatte er einige Schrammen. Er hatte sich also nicht ohne Kampf ergeben.

„Wie heißt Ihr?“ donnerte ihm der Gestrenge an.

„Luigi Sarto!“

„Von wem ist die Depesche?“

Der Gefangene zögerte. Dann antwortete er: „Von einem Capitano Carlo Benosta.“

„Wißt Ihr den Inhalt der Depesche?“

„Nein!“

Der Kommandant wandte sich an den Leutnant: „Der Gefangene soll wieder der Wache übergeben werden.“

Als sie wieder allein waren, legte der Leutnant die Depesche vor. Der Kommandant las die mit Bleistift geschriebenen Worte: „Wärden! Wohl! Egn! Tehab! Enmir! Biszu! Mna! Asten! Erf! Tenfan! Zigli! Rezu! Le ihen!“

Teilweise konnte man türkische Worte vermuten.

„Wärden! Egn! Enmir“ gaben zu denken. Doch ein Sinn ließ sich nicht herausräteln. Hantkin Pascha versuchte es mit Umstellen der Zeichen. Doch er erzielte das gleiche negative Resultat. Italiensisch schien es auch nicht zu sein. Französisch und Italiensisch? Der Kommandant beherrschte die Sprachen. Er versuchte auf diesem Wege die Dechiffrierung. Umsonst! — Er merkte kaum, daß er schwinde. „Urgente importante“ hatte auf dem Umschlage gestanden. Wer konnte sagen, wieviel von der Depesche für ihn abhing! Wenn man nur wüßte, wie vieler und welcher Sprachen dieser Capitano Benosta überhaupt mächtig war! Dann hätte man doch wenigstens einen Fingerzeig gehabt, vorausgesetzt, daß die Depesche nicht in einer selbstgeschaffenen Sprache geschrieben war.

Wer aber konnte da helfen? Der Gefangene! Wie ein Blitz durchzuckte es den Kommandanten. Eins wußte der Dragoner am Ende: Wo der Capitano geboren war. Er beauftragte den Leutnant, den Gefangenen danach zu fragen.

Dieser ging und kam mit dem Bescheid wieder, daß Benosta ein geborener Venetianer sei. Der Verjaglierikapitän sei es auch, wie der Gefangene zufällig gewußt hatte.

Mit großer Resignation richtete der Leutnant seinen Bescheid aus. Doch wie verwundert war er, als er sah, daß der Pascha in helles Entzücken geriet. „Venetianer, beide Venetianer,“ rief er, „Leutnant, zu welchem Reiche gehörte Venedig bis zum Jahre 1866?“

„Du Oesterreich, Effendi.“
 „Und so ist es möglich, daß die beiden welche Sprache ver-
 stehen?“
 „Oesterreichisch, also deutsch!“
 „Leutnant, ich sage, die Depesche ist deutsch geschrieben.“
 „Effendi —“
 „Lassen Sie sofort Leutnant Jussuf kommen, er hat einige
 Jahre in München gelebt. Dann wollen wir weiter sehen.“
 Nach einigen Minuten stand Leutnant Jussuf vor seinem Chef
 im Zelte. Dieser reichte ihm die Depesche und richtete seine Augen
 auf ihn. Was für eine wichtige Meldung würde da aus Tageslicht
 kommen! Plötzlich wurde im Antlitz des Jussuf ein eigentümliches
 Zucken bemerkbar. Er schien von einem Kimbudenfranzos befallen
 zu sein. Dann lachte er hell auf, ohne sich dabei durch die Gegen-
 wart seines Vorgesetzten gestört zu fühlen.
 „Nun —?“ sagte der Pascha und sah ihn verämbert an.
 „Verzeihung, Effendi, aber — der Inhalt der Depesche ist
 zu komisch —“ wollte sich Jussuf entschuldigen.
 „Dekiffrieren und überlegen Sie!“ domterte ihn der Pascha an.
 Jussuf drängte sein Zelt zurück. Dann sagte er: „Die De-
 pesche ist tatsächlich in deutscher Sprache abgefaßt. Nur einige
 Buchstaben sind verstellt. Wichtig muß es lauten: „Würden Sie
 wohl die Güte haben, mir bis zum nächsten Ersten fünfzig Lire zu
 leihen?“ Und als jener den Inhalt ins türkische übersehte, da fing
 auch der Pascha an zu lachen, daß es eine Art hatte. Mit komi-
 schem Ernst sagte der Pascha dann plötzlich: „Der arme italienische
 Capitano. Bei Allah, ich kann mir keinen Schmerz vorstellen. Doch
 er soll wissen, daß er mit einem ritterlichen Kommandanten zu tun
 hat. Leutnant schreiben Sie sofort auf deutsch, was ich Ihnen auf
 türkisch aufsehen werde. Hier sind Banknoten, ein halbes Pfund
 türkisch. Der Sarto mag zu seinem Capitano zurückkehren.“
 Man kann sich denken, welche Augen der Hauptmann machte,
 als sein Luigi Sarto vor ihn hüpfte, ihm die Banknoten ein-
 händigte und einen Bettel, auf dem der treffliche Ueberseher Jussuf
 geschrieben hatte: „Vor dem Falle hat auch der Feind Respekt.
 Dankin Pascha macht sich ein Vergnügen daraus, seinem italieni-
 schen Kameraden beizubringen zu können.“

Der Korb Nr. 209.

Von Karl Ernst Knab.

Das Heereswesen dient nicht nur zur Bewilligung von Militär-
 ardenposten. Auch die stete Neuschöpfung kräftiger Unteroffiziers-
 stücke und der entsprechenden Gegenstücke vom Geist des gemeinen
 Soldaten umschreibt, so wichtig diese kernsprachlichen Bestrebungen
 auch sein mögen, seinen Zweck keineswegs ganz. Die Schlacht von
 Tannenberg, die Riesengeschichte, der Name Stenaburg und der
 Marsch deutscher Soldaten durch halb Europa weisen zureichend
 auf andere Aufgaben soldatischer Einrichtungen und Beschäftigung
 hin. Das Heereswesen ist eine im ganzen sehr verächtliche Erfindung,
 die kleine Dinge erhaben, umständlich, gewichtig und manchmal komi-
 sch, große aber unauffällig, bewundernswert, überwältigend er-
 lebigt.

Nach dieser Vorbemerkung erzähle ich ohne Schmutz und
 Hintergedanken die Geschichte vom Korb Nr. 209.

Mäulich: Der Gefreite Ladewig, der das Glück hatte, in dem
 großen Stafelort S., schon recht weit hinter der Front, seit eini-
 ger Zeit bei der Kommandostelle allerlei Schreiberei zu verrichten,
 hatte den dringenden Wunsch, einmal wieder Urlaub zu bekommen.
 Wertwärdig ist dieser Wunsch nicht. Aber die Vorgesetzten finden
 ihn meist sonderbar. Jedoch, da der Gefreite Ladewig sich gut mit
 seinem Oberleutnant stand, einem gutmütigen d. R. in älterer
 Jahren, so konnte er hoffen, bei diesem nicht auf das fassungslose
 Staunen zu stoßen, das sonst die Uebergeordneten bei Wünschen
 der Untergebenen zu befallen pflegt.

Ladewig ging und fragte.

Der Oberleutnant war guter Laune und grundsätzlich einver-
 standen.

„Eigentlich sind Sie mit dem Urlaub noch lange nicht dran,
 Ladewig. Aber vielleicht können Sie mal demnächst dienstlich fahren.
 Sie sind doch aus S., und dort haben wir immer mal etwas zu
 besorgen.“

Man hat niemals die Aufgabe, sich den Kopf der Vorgesetzten
 zu zerbrechen. Also wartete der Gefreite Ladewig wie der Gläubige
 auf Allahs unerforschlichen Rathschluß, gottesgeben auf die Ange-
 legenheit, die ihn dienstlich in die Heimat führen sollte.

Der dienstliche Schriftwechsel, der durch seine Hände ging, gab
 dem Gefreiten Ladewig keinen Anhalt über die für ihn selbst
 zu wünschenswerte Nothwendigkeit. Leider, wie man gesehen muß,
 verwichte auch der menschenfeindliche Oberleutnant im weiten
 Umkreis seiner Tätigkeit nichts Rechtes zu entdecken, was die
 Entsendung eines Mannes nach S. als zwingendes Kriegsbedürfnis
 hätte erscheinen lassen.

Eines Tages aber rief der Oberleutnant den Gefreiten Lade-
 wig und sagte:

„Sie können morgen mal die Sachen unter S. 490 nach S.
 schaffen. Zum Ersatzregiment, Major von Polbern.“

„Du Befehl!“ sagte der Gefreite Ladewig.

Er erkannte: Dieser Auftrag bedeutete den Urlaub. Was er
 zunächst nicht erkannte, war die Bedeutung der „Sachen unter
 S. 490“. Aber nur besonders blöde Nichtsoldaten können darin eine

Berwicklung der ganzen Angelegenheit erblicken. So viel stand
 fest: Alles unter „S.“ gehörte zum Ersatz. Demgemäß ging
 der Gefreite Ladewig zum Unteroffizier Sägmilch, nahm Kasten
 und sagte:

„Ich soll morgen die Sachen unter S. 490 nach S. bringen.
 Bitte gehorsamt Herrn Unteroffizier, mir die Sachen zu geben.“

„Was für'n Zeug?“ sagte der Unteroffizier Sägmilch.

„S. 490.“

„Was soll'n det sin?“

Da der Gefreite Ladewig nichts Erschöpfendes hätte erwidern
 können, so tat er das, was man beim Militär in zweifelhaften
 Fällen immer tun soll: er schwieg. Worauf der Unteroffizier
 Sägmilch zwischen die riesigen Hochreiterwände stieg und nach
 erheblichen Mühen und unterschiedlichen Fußritten gegen unzer-
 liegende, sorgsam verschürzte, aber seinen Fortschritten hinderliche
 Bündel auf ein besonders großes Fach hinwies und knurrte:

„Das ganze hier steht S. 490. Und det hier is S. 490. Na, und was
 soll nu sind mit det Zeug?“

Das Fach enthielt einen guten Bentner verstaubten Papiers,
 das sich bei näherer Besichtigung als ein gewaltiger Haufen alter
 Zeitungen erwies.

Ladewig wiederholte eintönig: „Du Befehl, Herr Unteroffi-
 zier, dies soll ich morgen nach S. schaffen.“

„Dann nehm' S. et sich Et sin Zeitungen, wo der Hauptmann
 der in den Champagne schwer verwundet worden ist. Also dazumal
 gesammelt hat. Alle aus'm ersten Kriegsjahr. Det war so 'ne
 Neigung von dem Hauptmann, det Sammeln . . . — Na Mensch,
 nu nehmen Sie doch den Dreck und gieh'n Er betra. Denken Sie,
 ich habe jar nicht zu tun?“

Der Gefreite holte einen Korb irgendwoher — irgendwo ist
 beim Militär immer das, was man braucht — packte S. 490 hinein
 und unterzeichnete eine Empfangsbekundigung.

Er erhielt einen Fahrausweis nach S., gültig für sechs
 Tage — der Korb bekam die Nummer 209 — und gondelte am
 folgenden Tage mit dem Urlaubergang nach S.

Der Gefreite Ladewig freute sich.

Der Korb 209 wog alles in allem 120 Pfund und nahm sich
 stattlich aus. Der Gefreite Ladewig wurde überall, besonders auch
 an der Grenze als der verantwortliche Ueberbringer eines so ge-
 wichtigen und sicher geheimnisvollen Dienstgegenstandes mit Auf-
 merksamkeit behandelt.

In S. begab sich der Gefreite Ladewig mit dem Musikfesi-
 tungs- und Ausweischein zum Ersatzregiment.

„Gefreiter Ladewig mit Urlaub von S. bringe den Korb
 Nr. 209.“

„Was für'n Korb?“

„Nr. 209.“

„Was ist drin?“

„Zeitungen.“

„Was für Zeitungen?“

Aus dem ersten Kriegsjahr. Herr Major von Polbern ist
 unternagt.“

Der Feldwebel begab sich sorgenvoll zum Major von Polbern.
 Der Major ließ sich die Sache vortragen.

„Was zum Teufel soll ich mit dem Altpapier? Ich weiß
 von gar nichts. Und weshalb, Himmelkreuzdonnerwetter, kommt
 der Mann erpöth beschaffte an?“

Der Feldwebel wußte dies nicht. Der Gefreite Ladewig wußte
 es auch nicht. Der Hauptmann entschied:

„Dann bringen Sie das Zeug her, zum Satan. Und wenn
 nicht drin ist, als alte Käseblätter, dann nehmen Sie's wieder
 mit!“

Der Gefreite Ladewig freute sich.

Ladewig ging mit zwei Mann Begleitung zum Bahnhof.
 Aber der Korb 209 war nicht zu finden. Schien gar nicht aus-
 geladen zu sein.

Ladewig meldete diese ernste Berwicklung der Angelegenheit
 dem Hauptmann.

Der Kenner weiß, daß nur der Fall erheblich anders lag.

„Wollen Sie schleunigst den Korb heranschaffen! Kriegt der
 Kerl ausbrüchlich Urlaub, um einen Korb hierherzubringen, und
 verbummelt dann die ganze Kiste! Sie bleiben so lange hier, bis
 der Korb da ist! Wie Sie das machen, ist Ihre Sache.“

Das Regiment drahtete nach S.: „Urlaub Ladewig ver-
 längert, da Korb 209 verschwunden.“

Der Gefreite Ladewig freute sich.

Er ging jeden Tag einmal auf den Bahnhof, wo eine fieber-
 haste Tätigkeit im Auffuchen des verschwundenen Korbes Nr. 209
 entfaltet wurde, und genoß im übrigen seinen Urlaub. Der Urlaub
 lief ab, und erst drei Tage danach ward der Korb Nr. 209 ge-
 funden. Er war 100 Kilometer weiter gefahren.

Nun war er wieder da.

Die dienstliche Lösung wurde abermals nach S. gebracht.

Der Gefreite Ladewig schaffte den Korb 209 wieder mit
 zwei Begleitern zum Regiment.

Der Hauptmann beschäftigte den Inhalt eingehend und nach-
 denklich. Dann brüllte er:

„Fahren Sie zum Penker mit Ihrer Makulatur! Bringen
 Sie das Zeug wieder dahin, wo Sie es hergeholt haben!“

Ladewig erhielt einen neuen Schein, fuhr ab und trat zwei
 Tage später vor seinem Oberleutnant.

Der karrte wohlwollend: „Na, alles in Ordnung? Urlaub ganz verliebt?“

„Danke gehorsamt, Herr Oberleutnant. Ich habe den Korb wieder mitgebracht. Auf Befehl von Major von Bolder.“

Der Oberleutnant fragte und sann eine Weile nach. Dann sagte er:

„Na, hm. Ja. Es ist ja schließlich egal, wo der Korb ist. Besser war er ja in S. Aber hier steht er eigentlich auch ganz gut.“

Dann aber schollen dem Oberleutnant vorchristlichmäßig die Ähren auf der Vorgefestscheitern, und er gab laut und klar die Worte von sich:

„Ladeung, Sie sind ein Müddich, wo Sie das Demd verkehrt! Bringen Sie die Sache augenblicklich dahin, wo sie hingehört!“

Der Befreite Ladeung schlepte „die Sache“ zum Unteroffizier Stühmlich. Dieser stellte unter fernigen Ausdrücken seiner hitzigen Natur fernerseits eine Empfangsbekundigung aus und verfrachte die inerkwähliche Sammlung des Hauptmanns wieder unter S 490.

Der Befreite Ladeung freute sich.

Damit schloß dieser Fall, der ernsthaft betrachtet werden will und auf keiner Stufe seiner Entwicklung keinem der an ihm Beteiligten veränderlich ersahen.

Karl Marx.

Zu seinem 100. Geburtstage, 5. Mai.

Die Zeiten sind vorüber, da die Wissenschaft über Karl Marx und seine Werke hinwegsehend oder ihn geringschätzend beseitigt schob. Das seine geistige Arbeit auf die Entwicklung der modernen Sozialpolitik tiefgehenden Einfluß geübt hat, ist eine Tatsache. Auf der anderen Seite wird Marxs Lehre auch von den besonnenen und einflussreichen Teilen der Sozialdemokratie nicht mehr als unantastbares Evangelium angesehen. Man gibt zu, daß sie in manchen Hauptpunkten widerlegt, in anderen erfüllt oder überholt ist.

Karl Marx wurde als der Sohn eines Juristen zu Trier geboren. Vater wie Mutter waren Juden, doch trat Marx bereits im Knabenalter mit seinen Eltern zum Christentum über, und er hat gegen das Judentum später eine sehr kritische Stellung eingenommen. Nach dem Beispiele des Vaters studierte er die Rechtswissenschaft, zuerst in Bonn, dann in Berlin. Es wurde das Schicksal seines Lebens, daß er in Berlin sich der Hegelschen Lehre anschloß. Zwar hat er sich später von ihr losgelöst, aber die Hegelsche Dialektik hat seit seines Lebens das eigentliche Gerüst seines ganzen Denkens gebildet und auch sein „Kapital“ ist ganz darauf erbaut. Der Rechtswissenschaft jagte er Raet, machte seinen philosophischen Doktor und sah sich nun, da die Familie nach dem Tode des Vaters in engen Verhältnissen zurückgeblieben war, auf Berufsarbeit angewiesen. Da die Aussicht auf die akademische Laufbahn bei seinen politischen Ansichten ihm verschlossen blieb, so ging er zur Schriftstellerei über und übernahm die Leitung der „Rheinischen Zeitung“ in Köln. Das war die Zeit, wo er sich zuerst volkswirtschaftlichen Studien widmete. Er erweiterte sie in Paris, wo er in Verbindung mit dem französischen Sozialisten, vor allem mit Proudhon, trat. Die Folge war, daß er mit dem französischen Utopismus scharf abrechnete und diesen gegenüber das kritische Studium der sozialen Entwicklung im Anschlusse an die englische nationalökonomische Literatur in seiner grundlegenden Bedeutung vertrat. Nachdem er im Sturmjahre 1848 noch einmal in Köln als Redakteur gewirkt hatte, siedelte er endgültig nach London über. Dort hat er bis zum Jahre 1883 noch ein volles Menschenalter gelebt, im allgemeinen unter recht schwebenden Verhältnissen. Zum Schwabe hatte er kein Talent, seine Lage war stets bescheiden, oft in hohem Grade kümmerlich, und ohne die Zusätze seines treuen Freundes Friedrich Engels wäre er wohl verloren gewesen. Unter diesen Verhältnissen arbeitete er den ersten Band seines „Kapitals“ aus; die Vollendung der beiden letzten ist ihm nicht mehr vergönnt gewesen, da er die letzten zwölf Jahre seines Lebens bereits ein durch Krankheit gebrochenen Mann war.

Marx war eine laute Natur und ein echter Idealist. Er lebte nur in seinen Ideen, nur seinem Werke. Seiner ganzen Anlage nach war er zum Revolutionär geboren. Als politischer Revolutionär teilte er den Doktrinarismus der Demokratie seiner Zeit, doch hat er im einzelnen auch politisch, z. B. über den Donapartismus und über Rußland scharfblickend und treffend geurteilt. Daß er ganz ins Fahrwasser der materialistischen Geschichtsauffassung einlenkte, hat seine Fähigkeit, die geschichtliche und politische Wirklichkeit in ihrer wahren Natur und ihrem ganzen Umfange zu erkennen, schwer getrübt; wie sehr er in seiner Untersuchung der nationalen Empfindungen auch im Arbeiterstande geirrt hat, hat die jüngste Zeit ja so recht schlagend bewiesen. Ein Humor der Geschichte ist es übrigens, daß Marx schon zu seinem Best und zuletzt noch 1914 als Vangermanns verdächtigt worden ist. Wissenschaftlich hat er der Nationalökonomie ungewöhnlich große neue Anregungen gegeben und sie vor neue Probleme gestellt.

Heitere Ede.

Aus dem „Kladderadatsch“.

Heinrich Heine an Dichtnowsky.

„Zum Gesandtschaftsposten in London gehört ein Gelehrter, der die Ränke des perfiden Albions zettig genug aususpionieren weiß, oder ein ganz unwissenschaftlicher, derber Durche, der seine gelehrte Sympathie für die großbritannische Regierungsform, seines höflichen Speeches in englischer Sprache zu machen versteht.“

(Aus „Französische Zustände“ I.)

The British song.

Die Engländer haben ein präherisches Lied, angeblich von Rudyard Kipling, mit dem schmerzvollen Rundreim: „We have got the man, we've got the ships, we've got the money too!“ Gegenwärtig müßten sie dafür singen:

Wir haben die Männer — (ach wo sie noch holen!),
Wir haben die Schiffe — (von Holland gekohlen),
Wir haben das Geld — (von den Yankee gepumpt),
wobei sie freilich immer noch zum Trost hinzuzufügen könnten:
„Wir haben das Maul, vor dem alles verstummt!“

Die Schreib- und die Lesemethode.

Man überlege, was wohl bleibe
Ein Weg zum Frieden ganz gewiß.
In Oesterreich sagte man sich: Schreibel
In Deutschland aber sprach man: Lysl

Wüchertisch.

— Bauberwald. Bilder von Hans Thoma, Gedicht von Franzos Grün, kart. 5 Mark. Verlag der Kunsthandlung Witten u. Co., Frankfurt a. M. — Amüßigste Naturbildung, seine Symbolik, Phantasie und farbige Märchenstimmung verleiht sich in diesen schönen, jungen Gedichten die Hand. Dazu hat der Altmeister Hans Thoma mit seinem nie versagenden Griffel Bilder entworfen, die aufs beste die Verse begleiten und erläutern. Bei der schönen Ausstattung, dem klaren Schriftbild und dem hohen künstlerischen Wert, dürfte sich das Werkchen bald größter Beliebtheit erfreuen.

— Der Tärmer (Kriegsausgabe) Herausgeber: F. E. Franke v. Grotthuß. Vierteljährlich (6 Bände) 5 Mark. Einzelheft 2 Pfennig. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des ersten Heftes: Englisch-deutsche Fremdsprache! Von Otto Corbach. — Gibraltar. Von J. M. Schultze. — Von der Frauenfrage, wie sie heute ist. Von Marie Diers. — Der Mann ohne Vaterland. Von Karl Hilbrunn. — Die deutschen Kohlen- und Eisenerzlagern als Machtfaktoren im Weltkrieg. Von R. Bierbrauer. — Erinnerungstränge. Von A. St. — Jenseits von Schützengraben und Stacheldraht. Von O. Boettger. — Sentimentalitäten und -irungen. Von A. St. — Jesus aus Nazareth. Von H. Dehler. — Tamers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilage.

Sieheuer Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Rudelaussauf. ¼ Pfund Rudein werden in Salzwasser gekocht; sind sie abgeseigt, wird 1 Ei, etwas Milch und wenn man hat, geriebener Mies darunter gerührt, sowie sein gewiegtes Fleischwurst, auch etwas gewiegte Petersilie und Zwiebel. Dies wird in eine Auflaufform gegeben und im Braten gebacken.

Kartoffelspeise. Magermilch, die beim Kochen gerinnt, kann zu einer sehr guten Kartoffelspeise verwendet werden. Geschochte Kartoffeln werden in Würfel geschnitten, der Milchläse gut verrührt, 1 Ei und Salz daran gerührt, sowie von der abgeseigten Käsemilch, so daß es eine dickflüssige Masse ist. Diese wird über die Kartoffeln geschüttet, gut gemischt und in der Auflaufform gebacken.

Buttermilchkartoffeln. Geschälte Kartoffeln werden in 4 Teile geschnitten, gut gewaschen, in Salzwasser gekocht, abgeseigt, mit frischer Buttermilch bedeckt, nochmals aufgekocht und etwas Mehl mit frischer Milch zerrieben, hinzugesetzt. Nach Belieben mit kleiner, braungebratenen Speckwürfeln durchgerührt.

Tauschrätzel.

Ziege, Fall, Stein, Kelle, Rang, Beil, Leier, Haut, Küster, Gock, Schrank, Wolle, Pohn, Pant, Wis, Spiel, Pand, Alm, Giser, Kock, Blei, Weib Rom, Parz, Rante.

Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an bestimmter Stelle ein neues bekanntes Hauptwort zu bilden, jedoch besart, daß die neu eingefügten Buchstaben im Zusammenhang ein Sprichwort ergeben.

(Ausslösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Telegraphenrätsels in voriger Nummer:
Schneegestöber (Sachsen, Nehe, Auge, Stör, Lorbeer).